

8.

Vor der Trauung.

Die Hochzeitsgäste waren versammelt; die Frau Parlamentsrätin Bugeaud hatte neben den bräutlichen Schleiern über dem Haupt ihrer Tochter Marguerite besetzt, und ihr den letzten Kuß mütterlicher Liebe auf die jungfräuliche Stirn gedrückt. Es war der Moment, wo die Mutter zum letzten Mal ihre Tochter als ihr Kind in ihren Armen hält, Abschied nimmt von den holden Bildern der Vergangenheit, und ihr Kind entläßt aus dem Elternhaus, um in die Welt zu gehen und sich selber eine neue Heimath zu begründen. Schmerzlich immer ist ein solcher Moment für das zärtliche Mutterherz, denn die Zukunft ist ungewiß, man weiß nie, was aufgegeben, nicht, was neu ersehen wird.

Schmerzlich auch empfand die Parlamentsrätin Bugeaud dieses Scheiden von ihrer heißgeliebten Tochter, aber sie unterdrückte doch ihre tiefe Bewegung, sie drängte die Thränen zurück in ihr Herz, damit nicht eine derselben aus ihren Augen niederfalle auf den Brautkranz ihrer geliebten Tochter.

Thränen, auf den Brautkranz geweint, sind die Vorboten kommenden Unglücks, sind das Siegel der Schmerzen, welches das Schicksal auf die Stirn der Geweihten drückt.

Und die zärtliche Mutter hätte von ihrer geliebten Marguerite so gern jeden Schmerz und jedes Unglück abwenden mögen! Die Zeiten drohten mit so düstern Wolken, so gewitterschwer und unheilvoll war der Horizont der Gegenwart, daß man mindestens in die Zukunft schauen mußte mit der Hoffnung auf Glück und Freude.

„Geh' hin, meine Tochter,“ sagte Madame Bugeaud mit einem Lächeln, von welchem nur Gott wußte, wie schwer es ihrem Mutterherzen ward, „gehe hin in die neue Welt, sei glücklich, und mögest Du nie den Moment beklagen, wo Du die Schwelle des Vaterhauses überschreitest, um in ein neues Haus, in eine neue Heimath einzutreten.“

„Meine theuere Mutter,“ rief Marguerite mit strahlenden Augen, „das Haus, wohin ich gehe, ist das Haus meines Geliebten, und meine neue Heimath das ist sein Herz, das edel, groß und gut ist, und in welchem für mich alle Schätze der Erde ruhen.“

„Gebe Gott, meine Tochter, daß Du mir diese Worte nach Jahren noch wiederholst!“

„Ich werde sie wiederholen, Mutter, denn in meinem Herzen ist eine freudige und schöne Zuversicht. Ich kam niemals unglücklich werden, da Toulan mich liebt. Aber horch, ich höre ihn kommen, das ist sein Schritt, und höre nur, er ruft mich!“

Und die junge Braut richtete mit erglühenden Wangen die leuchtenden Blicke auf die Thüre, welche sich eben öffnete, und in welcher der Bräutigam erschien, im einfachen, dunklen Festgewande, mit freundlichem, ernstem Angesicht, die zärtlichen und strahlenden Augen seiner Braut zugewandt.

Er eilte zu ihr hin, und küßte die kleine zitternde Hand, welche sich ihm entgegenstreckte. „Alle Hochzeitsgäste sind bereit, meine Geliebte. Die Wagen erwarten uns, und der Geistliche wird, sobald wir in die Kirche eintreten, sich zu dem Altare begeben, um die Ceremonie zu beginnen.“

„So laß uns gehen, Louis,“ sagte Marguerite, ihm zärtlich umnickend, und im Begriffe nach der Thüre hinzuschreiten.

Aber Toulan hielt sie zurück. „Noch nicht, meine Theure. Ich möchte, bevor wir uns nach der Kirche begeben, noch ein paar Worte mit Dir sprechen.“

„Das will sagen, mein lieber Sohn, daß Sie wünschen, ich möchte mich zurückziehen,“ sagte die Parlamentsrätin lächelnd. „Entschuldigen Sie sich nicht, mein Sohn, ich finde das natürlich und ich darf nicht eifersüchtig auf Sie sein. Meine Tochter gehört Ihnen und ich habe nicht mehr das Recht, eindringen zu wollen in Eure Geheimnisse. Ich ziehe mich also zurück und nur Gott möge hören, was der Bräutigam vor der Trauung seiner Braut zu sagen haben mag.“

Die Parlamentsrätin nickte dem Brautpaare freundlich zu, und verließ das Gemach.

„Wir sind jetzt allein, meine Marguerite,“ sagte Toulan, dem holden jungen Mädchen den Arm um den Nacken legend, und sie sanft an sich drückend. „Nur Gott möge hören, was ich Dir zu sagen habe.“

„Ich hoffe, Louis,“ flüsterte das junge Mädchen erbebend, „ich hoffe, es ist nichts Schlimmes, was Du mir sagen willst. Dein Angesicht ist so ernst, Dein Wesen so feierlich. Du liebst mich doch, Louis?“

„Ja, Marguerite, ich liebe Dich,“ erwiderte er sanft, „aber dennoch, bevor Du das Wort aussprichst, welches Dich auf ewig an mich bindet, muß ich Dir noch einmal mein ganzes Herz offenbaren, und Du mußt all mein Empfinden kennen und verstehen, damit, wenn die Zukunft kommt, uns zu prüfen, wir ihr mit festem Auge und entschlossenem, freudigem Sinne entgegenreten können.“

„Mein Gott, oh mein Gott, was werde ich hören müssen,“ murmelte das junge Mädchen, indem sie die Hand an ihr Herz drückte, das auf einmal so ungestüm und angstvoll zu klopfen begann.

„Du wirst hören müssen, meine Marguerite, daß ich Dich liebe, und daß dennoch das Bild einer anderen Frau in meinem Herzen wohnt.“

„Wer ist diese andere Frau?“ rief Marguerite erglühend.

„Marguerite, es ist die Königin Marie Antoinette.“ Das junge Mädchen athmete hoch auf und lächelte.

„Ach, wie Du mich erschreckt hast, Louis. Ich fürchtete, Du würdest mir eine Nebenbuhlerin nennen, und nun nennst Du die Frau, welche auch ich liebe und verehere, der auch ich meine ganze Bewunderung zolle, und die, obwohl Du sonst ganz allein darin wohnen solltest, doch eine Stelle in meinem Herzen einnimmt. Auf die Königin Marie Antoinette kann ich niemals eifersüchtig sein! Ich liebe sie eben so innig, wie Du sie liebst!“

Ein leises, mitleidiges Lächeln zuckte über die Lippen Toulans hin. „Nein, Marguerite,“ sagte er ernst, „Du liebst sie nicht so, wie ich sie liebe, und Du kannst das auch nicht, denn Du bist ihr nicht so tief verpflichtet, wie ich es bin. Höre, meine Geliebte, ich will Dir jetzt eine kleine Geschichte erzählen, eine Geschichte, die so heilig für mich ist, daß sie bis jetzt niemals über meine Lippen kam, obwohl sie, nach der Ansicht anderer Menschen, vielleicht gar nichts Ungewöhnliches hat. Komm, meine Theure, laß uns hier nebeneinander niedersitzen, und höre mir zu!“

Er führte das junge Mädchen nach dem kleinen Divan hin, und nahm mit ihr Platz auf demselben. Ihre Hand ruhte noch in der seinigen, und mit freudigem und zärtlichem Blicke schaute sie in das tapfere, ehrliche und gute Angesicht des Mannes, dem sie bereit war, ihr ganzes Leben zu weihen.

„Sprich jetzt, Louis, ich höre Dir zu!“

„Ich will Dir von meinem Vater erzählen, meine Marguerite,“ sagte der junge Mann mit weicher Stimme, „von meinem Vater, der für mich gedarrt, gelitten und gehungert hat, um mich zu nähren, zu kleiden, zu erziehen. Er war Offizier gewesen in der Armee, hatte sich ausgezeichnet in mancher Schlacht, war für seine Tapferkeit mit dem Orden des heiligen Ludwig decorirt, aber dann als Invalide entlassen worden. Das war für meinen armen Vater ein schweres Unglück, denn er war arm, und seine Offiziersgage war sein einziges Besitzthum. Aber nein, er hatte noch ein edleres, ein schöneres Besitzthum, er hatte eine Frau, welche er leidenschaftlich liebte, einen kleinen Knaben, welchen er anbetete. Und für dieses geliebte Weib, für diesen theuren Knaben wollte man jetzt dem Offizier die Existenzmittel entziehen, ihm, der doch nichts weiter gethan, als daß er sein Blut und Leben eingesetzt für seinen König und sein Vaterland, daß er Schanzen erstürmt, den Bajonetten der Feinde getroßt, und bei der Erstürmung einer Schanze so schwer verwundet worden, daß sein Leben nur durch die Amputation seines rechten Armes gerettet werden konnte. Wäre es nicht gerade der rechte Arm gewesen, so hätte er mindestens sich selber helfen, hätte vielleicht in irgend einem königlichen Amte eine Beschäftigung finden können. Aber jetzt war er jeder Hoffnung auf eine Anstellung beraubt, jetzt sah er für sich und seine Familie nur das Verderben, nur den Hungertod vor Augen! Aber er konnte nicht daran glauben, er hielt es für unmöglich, daß der König seine tapfren Krieger, seine Ludwigsritter,

Hungers würde sterben lassen, nachdem sie in seinem Dienste zu Krüppeln geworden! Er beschloß, nach Paris zu gehen, seinem Könige seine Noth zu klagen, und von ihm Abhülfe derselben zu begehren. Die Reise war die letzte Hoffnung der Familie, und sie sollte eben angetreten werden, als meine Mutter erkrankte und starb. Sie war die Stütze, der rechte Arm meines Vaters, sie war die Pflegerin, die Erzieherin seines armen Knaben gewesen; jetzt hatte er keine andere Hoffnung mehr, als auf die Gnade des Königs, oder auf den Tod. Die letzten Habseligkeiten wurden verkauft, und Vater und Sohn traten die Reise nach Paris an: Ein Invalide, dem seine Tapferkeit einen Arm, dem seine Thränen um die verlorene Gattin beinahe das Augenlicht geraubt hatten, und ein Knabe von zwölf Jahren, der von dem Leben bis jetzt nur den Schmerz und die Entbehrungen kennen gelernt hatte, und in dessen Herzen dennoch ein unverwundlicher Kern von Hoffnung, von Lebensmuth und Freudigkeit quoll. Wir gingen zu Fuß, und als meine Schuhe vom langen Wandern gerissen, meine Füße geschwollen, blutrünstig geworden, da befahl mir mein Vater auf seinen Rücken zu steigen, und mich von ihm tragen zu lassen. Ich nahm's nicht an, ich verbis meinen Schmerz, ich ging weiter, bis ich ohnmächtig zusammen sank.“

„Oh mein Gott,“ rief Marguerite mit Thränen in den Augen, „wie viel Du gelitten hast, mein Geliebter. Und das erfahre ich erst jetzt, und Du hast mir niemals von dieser traurigen Geschichte erzählt.“

„Ich hatte alles Traurige vergessen, Marguerite, seit ich Dich liebte, und ich wollte Dich nicht betrüben durch meine Erzählungen. Wozu die Wolken der Vergangenheit über den klaren Himmel der Gegenwart heraufbeschwören, die Zukunft wird ohnedies schon mit neuen Wolken den Himmel verbüßern! Ich erzähle Dir jetzt dieses Alles, damit Du mein Empfinden verstehen und begreifen mögest. Höre nun weiter, meine Marguerite! Endlich, nach langen Mühsalen und Qualen langten wir in Versailles an, und es dünkte uns, als wäre jeder Schmerz und jede Entbehrung von uns genommen, da wir in einem dunklen, ärmlichen Gasthause unser Unterkommen gefunden, und uns ausstrecken konnten auf den harten Betten. Am andern Tage legte mein Vater seine Uniform an, schmückte seine tapfere Brust mit dem Ludwigsorden, und da sein Augenleiden ihn verhinderte allein zu gehen, mußte ich ihn begleiten. Wir bezogen uns in's Schloß und in die große Gallerie, welche der Hof täglich passirte, wenn er von der Messe in die königlichen Gemächer zurückkehrte. Mein Vater, in der Hand die Bittschrift haltend, welche er mir in die Feder dictirt hatte, nahm seinen Platz unfern der Thüre ein, durch welche das königliche Paar kommen mußte. Ich stand neben ihm, und schaute mit neugierigen Blicken auf das glänzende Gedränge, welches den großen Saal erfüllte, auf alle die vornehmen, reichgeschmückten Herren, welche da gegenwärtig waren, und Bittschriften

in der Hand hielten, trotz ihres heiteren Aussehens, ihrer prächtigen Kleider. Und diese Herren drängten sich vor meinen Vater, schoben ihn zurück an die Wand, machten ihn unsichtbar für das Auge des Königs, der an der Seite der Königin durch den Saal dahin schritt, und mit freundlichem Ausdruck alle die Bittschriften annahm, welche man ihm darreichte. Traurig kehrten wir an diesem Tage heim, aber am folgenden Tage begaben wir uns doch wieder in die Gallerie, und ich hatte den Muth, einige der vornehmen Herren, welche sich wieder vor meinen Vater drängen wollten, zurückzuschieben, und ihm einen Platz in der vordersten Reihe zu verschaffen. Das Schicksal belohnte mich für meine Kühnheit. Der König kam, und mit einem glütigen Lächeln nahm er auch aus den Händen meines Vaters die Bittschrift entgegen, legte sie selbst in den silbernen Korb, den der Almosensier neben ihm hertrug.

„Gott sei Dank,“ seufzte Marguerite aufathmend, „Gott sei Dank, Ihr waret gerettet!“

„Das sagten auch wir, Marguerite, und das belebte den Muth meines Vaters, das machte ihn beinahe wieder glücklich und gesund. Wir gingen am nächsten Tage wieder in die Gallerie. Der König erschien, der Großalmosensier rief die Namen aller Derjenigen auf, welche die Antworten auf ihre Bittschriften empfangen sollten, — der Name meines Vaters befand sich nicht unter ihnen! — Aber wir trösteten uns damit, daß es nicht möglich sei, so rasche Antwort zu erhalten, und wir begaben uns am andern Tage wieder in die Gallerie, und wir gingen vierzehn Tage hinter einander dahin. Immer vergeblich! Der Name meines Vaters ward niemals gerufen. Wir kehrten dennoch jeden Tag in die Gallerie zurück, wir nahmen immer wieder unsern Platz dort ein, nur ward das Antlitz meines Vaters täglich blässer, sein Schritt matter; nur ward sein armer Knabe täglich trostloser und hinfalliger. Wir hatten nicht mehr die Mittel, unseren Hunger zu stillen, wir hatten Alles aufgezehrt, und das Ludwigskreuz meines Vaters war unser letztes Besitztum. Aber dies durften wir dennoch nicht veräußern, denn es war unser Freibrief für unsern Eintritt in das Schloß, es öffnete uns die Thüren der großen Gallerie, und dort war immer noch unsere letzte Hoffnung, unser letzter Trost. „Wir gehen morgen zum letzten Male hin,“ sagte am fünfzehnten Tage mein Vater zu mir. „Wenn es aber morgen wieder vergeblich ist, dann verkaufe ich mein Kreuz, damit Du nicht mehr zu hungern brauchst, mein Louis, und Gott möge dann Erbarmen haben mit uns.“ Wir gingen also am andern Tage wieder in die Gallerie. Mein Vater war heute noch bleicher, wie sonst, aber er hatte sein Haupt stolz aufgerichtet, er heftete das Auge mit einem Ausdruck voll Trost und Verachtung auf alle die schwächenden, lächelnden Herren um ihn her, die sich blähten in ihren reichen Gewändern, die hochmüthig den armen Ludwigskreuzer übersehen, der immer verachtet, immer allein da-

stand. In meinem armen Knabenherzen tobte eine fürchterliche Wuth gegen diese übermüthigen, stolzen Menschen, die sich so erhaben dünkten, weil sie bessere Kleider trugen, weil sie vornehme Bekanntschaften und Verbindungen hatten, und die ja dennoch nicht mehr waren, als mein Vater, nicht mehr, als Supplicanten und Bittsteller; Thränen zornigen Schmerzes füllten meine Augen, und die Demüthigung der Armut erfüllte meine Seele mit Empörung gegen die Ungerechtigkeit des Schicksals. Auf einmal jetzt verstumte das Geflüster, das Gepolter um uns her, — der König und die Königin waren in die Gallerie eingetreten. Der König ging mitten in den Saal, der Großalmosensier rief die Namen auf, und die Beglückten näherten sich dem Könige, um von ihm die Erfüllung ihrer Wünsche oder mindestens doch eine Hoffnung zu erhalten. Neben ihm stand die junge Königin, und während sie mit einigen der Hofherren sich unterhielt, schweifte ihr schönes Auge zu uns herüber, und verweilte auf der edlen und doch so traurigen Gestalt meines Vaters. Schon an den vorhergehenden Tagen hatte ich das bemerkt, und jedesmal war es mir gewesen, als ob ein Sonnenstrahl mein armes, zitterndes Herz erwärme, als ob neue, freudige Hoffnungsblicke in meiner Seele sprössen. Heute schien es mir vor dem Blick der Königin noch leuchtender, noch inniger. Mein Vater sah nun auf den König und murmelte leise: „Ich sehe ihn heute zum letzten Male!“ Ich aber, ich sah nur die Königin, und indem ich die kalte, feuchte Hand meines Vaters an meine Lippen drückte, flüsterte ich: „Muth, mein theurer Vater, Muth! Die Königin hat uns gesehen!“ — Ja, die Königin hatte uns gesehen! Sie unterbrach sich in ihrer Unterhaltung mit den Cavalieren, und schritt raschen und leichten Schrittes durch den Saal hin, gerade auf uns zu; ihr großes, graublaues Auge strahlte vor Huld, ein himmlisches Lächeln umspielte ihre purpurrothen Lippen, ihre Wangen waren geröthet von innerer Bewegung, sie war einfach gekleidet und doch umfloß eine Atmosphäre von Glanz und Hoheit ihr ganzes Wesen. „Mein theurer Ludwigskreuzer,“ sagte sie, und ihre Stimme klang mir wie die herrlichste Musik, „mein theurer Ludwigskreuzer, haben Sie eine Bittschrift an den König abgegeben?“ — „Ja, Madame,“ erwiderte mein Vater zitternd, „ich habe vor vierzehn Tagen eine Bittschrift an den König abgegeben.“ — Und Sie haben noch kein Antwort erhalten?“ fragte sie rasch. „Ich sehe Sie hier täglich mit dem Knaben da erscheinen, ich habe daraus geschlossen, daß Sie noch immer auf eine Antwort hoffen.“ — „So ist es, Madame,“ erwiderte mein Vater. „Ich erwarte eine Antwort, das heißt, ich erwarte die Entschcheidung über mein Leben oder Sterben.“ — „Armer Mann,“ sagte die Königin mit dem Tone tiefen Mitgeföhls, „solche vierzehn Tage der Erwartung mögen schrecklich sein, ich beklage Sie aufrichtig. Haben Sie denn Niemand, der Ihr Fürsprecher sein könnte? Fehlte es Ihnen denn an aller Protection?“ — „Ma-

dame,“ sagte mein Vater, „ich habe keinen andern Fürsprecher, als diesen leeren Kermel, in welchem mein rechter Arm fehlt, keine andere Protection, als die Gerechtigkeit meiner Sache.“ — „Armer Mann,“ seufzte die Königin, „Sie müssen die Welt sehr wenig kennen, wenn Sie glauben, daß dies am Ende genüge. Aber wenn Sie erlauben, will ich Ihre Protection übernehmen, und Ihre Fürsprecherin bei dem Könige sein. Sagen Sie mir Ihren Namen und Ihr Anliegen.“ — Mein Vater folgte ihrem Befehl, die Königin hörte ihm aufmerksam zu, und dann lächelte sie freundlich. „Finden Sie sich morgen um diese Stunde wieder hier ein,“ sagte sie, „ich selber werde Ihnen die Antwort des Königs überbringen.“ Wir verließen das Schloß mit neuem Muth, mit neuer Hoffnung, wir fühlten gar nicht mehr, daß wir ermattet waren, daß wir hungerten, und das Murren des Gastwirthes, der erklärte, daß er nun keine Geduld mehr haben, daß er nicht länger uns Credit gewähren wolle für die elende Kammer, welche wir inne hatten, sein Schelten und Zürnen ängstigte uns heute gar nicht mehr. Wir baten ihn, nur noch bis morgen Geduld zu haben, wir nährten uns mit unsern Hoffnungen für die Zukunft, wir sättigten uns mit frohen Erwartungen! Und endlich war der nächste Tag, endlich war die Stunde der Audienzen gekommen, und wir begaben uns in die große Gallerie. Mein Herz klopfte so heftig, daß ich es auf meinen Lippen fühlte, und meines Vaters Antlitz war heute von einem Schimmer der Hoffnung belebt; sein Auge hatte wieder Glanz und Feuer, sein ganzes Wesen war neu belebt, seine Haltung gerade und fest, wie in unsern glücklichen Tagen. Jetzt endlich thaten sich wieder die Thüren auf, und das königliche Paar trat herein. „Bete für mich, mein Sohn,“ murmelte mein Vater, „bete für mich, daß meine Hoffnungen nicht getäuscht werden, denn sonst falle ich todt zur Erde nieder.“ — Ich aber, ich konnte nicht beten, nicht denken, ich konnte nur hinüberblicken zu der schönen, jungen Königin, die mir wie in einer gelbten Wolke, umgeben von allen Sternen des Himmels, entgegenstrahlte, deren edles und liebrendes Angesicht mich mit Anbetung erfüllte, wie das Angesicht der Himmelskönigin. Die Augen der Königin flogen suchend durch den Saal, jetzt begegnete ihr Auge dem meinigen, und sie lächelte. Oh, dieses Lächeln! Es schloß wie ein Sonnenstrahl durch meine Seele, es erfüllte mein ganzes Wesen mit Vegetierung, mit Entzücken. Ich sank auf meine Knie nieder, und faltete die Hände, und jetzt konnte ich beten, konnte denken: „Heil und Segen über die Königin! Sie kommt, um meinem lieben Vater das Leben zu erhalten, denn sie erlöst uns von allen Leiden!“ — Die Königin schwebte heran, so schön, so lieblich, so strahlenden Auges! Sie hielt ein versiegeltes Papier in der Hand, und reichte es mit einem leichten Neigen ihres Hauptes meinem Vater hin. „Hier mein Herr,“ sagte sie, „der König freut sich, einem seiner besten Officiere im Namen Frankreichs vererben zu können. Der König bewilligt Ihnen eine

jährliche Pension von 300 Louisd'or, und ich wünsche Ihnen und Ihrem Knaben, daß Sie dieselbe noch recht viele Jahre in Glück und Gesundheit genießen mögen. Gehen Sie mit diesem Papier sogleich auf das Schatzkammeramt, und man wird Ihnen die Pension des ersten Quartals sofort auszahlen.“ Dann, da sie sah, daß mein Vater schwankte, daß er einer Dymnast nahe war, dann rief sie mit lauter Stimme einige Herren des Hofes herbei und befahl ihnen, Sorge zu tragen für meinen Vater, ihn hinauszuführen in die frische Luft, und anzuordnen, daß er in einem Wagen in seine Wohnung geführt werde. — Jetzt waren alle diese vornehmen Herren geschäftig und bereit, uns zu helfen, jetzt beeiferte sich Jeder, gegen uns freundlich zu sein, und der arme, vernachlässigte, zurückgestoßene Invalide, der übersehene Offizier Toulan war jetzt ein Gegenstand allgemeiner Sorge und Aufmerksamkeit. In einer königlichen Equipage kehrten wir in unser Quartier zurück, und der Wirth murkte jetzt nicht mehr, er war beeifert, uns Speisen und Getränke herbeizuschaffen, mit freundlicher Bewilligung für alle unsere Bedürfnisse zu sorgen. Die Königin hatte uns erlöst aus Unglück und Noth! Die Königin hatte uns glücklich und wohlhabend gemacht!

„Segen und Glück über das geliebte Haupt unserer Königin,“ rief Marguerite, die gefalteten Hände zum Himmel erhebend. „Jetzt werde ich sie doppelt lieben, denn Marie Antoinette ist die Wohlthäterin meines Geliebten gewesen. Oh, mein Freund, warum hast Du mir diese schöne, diese rührende Geschichte erst heute erzählt, warum habe ich mich nicht schon lange ihrer freuen können, und ihr danken in meinem Herzen für das Gute, welches sie Dir gethan?“

„Meine Geliebte,“ erwiderte Toulan ernst, „es giebt Empfindungen in der Menschenbrust, welche so heilig sind, daß man nur in den größten und schönsten Momenten sie vor sich selber enthüllen kann, gleich wie nur an den hohen Festtagen in den jüdischen Tempeln das Allerheiligste umhüllt wird vor den Blicken der Menschen. Ein solcher Moment, meine Geliebte, ist heute, und ich ziehe alle Schleier fort von meinem Herzen und lasse Dich schauen und kennen, was außer Dir nur Gott schauet und kennt! Seit jenem Tage, da ich mit meinem Vater heimkehrte aus dem Schloß, da Wohlstand, Glück und Friede von der Königin uns wieder geschenkt worden, seit jenem Tage gehörte meine ganze Seele, mein ganzes Herz der Königin. Ihr dankte ich Alles, ihr dankte ich das Lächeln, die Zufriedenheit meines Vaters, ihr dankte ich jede heitere Stunde, die wir mit einander verlebten, und alle Kenntnisse, die ich mir erworben, alle Studien, die ich machen konnte, ihr, der schönen, der edlen Marie Antoinette verdanke ich sie! Wir waren in unsere Heimath zurückgekehrt, ich besuchte dort das Lyceum und machte meine Studien, um dereinst als Kaufmann, als Buchhändler mich selbstständig zu machen. Mein Vater hatte es mir zur Pflicht gemacht, nicht wie er, den Soldatenstand zu erwählen. Die traurigen Er-

fahrungen seines Invalidenthums lagen immer noch wie eine dunkle Wolke über ihm, und er wollte nicht, daß auch ich einst unter derselben einhergehen sollte. „Werde ein unabhängiger, ein freier Mann,“ sagte er zu mir, „mache Dich abhängig nur von Deiner eigenen Kraft und Deinem eigenen Willen. Ruhe die Kräfte Deines Geistes, werde ein Soldat der Arbeit, und diene dem Geiste und dem Vaterlande. Ich weiß doch, daß, wenn dereinst die Stunde der Gefahr gekommen ist, Du für Deine Königin ein tapferer und treuer Soldat sein, und für sie kämpfen wirst bis zu Deinem letzten Athemzuge.“ Und solches zu thun und so zu handeln, mußte ich ihm noch auf seinem Todtenbette mit feierlichem Handschlag geloben. Er sah sie schon heraufdämmern, die schlimmen und gefährlichen Tage, die jetzt für das Königthum heraufgebrochen sind. Er hörte schon das Grollen des Gewitters, das jetzt so unheilvoll heraufzieht. Und oft, wenn ich zu ihm heimkehrte in sein einsames Stübchen, fand ich ihn mit Thränen in den Augen die Flugschriften und Brochüren lesen, welche von Paris zu uns nach Rouen gekommen waren, wie die düsteren Sturmsvögel des nahenden Unheils. „Die Königin ist so gut, so unschuldig,“ seufzte er, „und man macht ihr aus ihrer Güte ein Verbrechen, und ihre Unschuld selbst wird ihr zur Schuld. Sie ist ein wie von Tigern umstelltes Lamm, das harmlos mit Blumen spielt, und das Gift nicht kennt, welches unter diesen Blumen verborgen ist. Schwöre mir, Louis, daß Du versuchen willst, wenn Gott Dir die Kraft dazu giebt, das Lamm zu befreien aus der Gewalt der blutdürstigen Tiger! Schwöre mir, daß Dein ganzes Leben ihrem Dienst geweiht sein soll!“ Und ich hab's geschworen, Marguerite, nicht bloß meinem theuren Vater, sondern mir selber auch. Hab's mir wiederholt an jedem Tage: Der Königin Marie Antoinette gehört mein Leben, denn Alles, was das Leben schmückt, verdanke ich ihr! Als mein Vater gestorben war, verließ ich Rouen, um mich in Paris niederzulassen, und dort mein Geschäft als Buchhändler zu eröffnen. Meine Ahnung sagt mir, daß bald die Zeit kommen würde, wo die Freunde der Königin sich um sie sammeln, die Zeit vielleicht auch, wo sie eine Maske über ihr Antlitz legen müßten, um sich der Königin zu erhalten für die Tage der Gefahr. Die Zeit ist jetzt da, Marguerite. Die Königin ist in Gefahr. Die Tiger haben das Lamm umstellt, es kann nicht mehr ausweichen, nicht mehr entfliehen. Feinde überall, wohin man blickt! Feinde sogar in dem Innersten ihres Hauses! Der Graf von Provence, ihr eigener Schwager, hat sie seit Jahren verfolgt mit seinen Epigrammen und seinem Spott, weil er es ihr nicht verzeihen kann, daß der König auch in der Politik auf ihre Rathschläge mehr hört, als auf die seines Bruders, welcher die Oesterreicherin haßt. Der Graf von Artois, sonst noch der einzige Freund Marie Antoinettes in der königlichen Familie, auch er hat sich jetzt von ihr gewandt, seitdem die Königin gegen die Ansicht der Brüder des Königs sich für die

doppelte Repräsentation des dritten Standes erklärt, und ihren Gemahl bewogen hat, die Wünsche der Nation zu erfüllen und die Generalstaaten zu berufen. Er ist in das Lager ihrer Feinde übergegangen, und zürnt der Königin, weil sie sich nachgiebig zeigt gegen die Wünsche des Volkes. Und dennoch zürnt ihr dieses Volk, dennoch glaubt es nicht an die Liebe, sondern nur an den Haß der Königin, und alle Parteien sind darin einig, das Volk in diesem Glauben zu erhalten. Der Herzog von Orleans rächt sich an der unschuldigen und reinen Königin für die Verachtung, welche sie dem lasterhaften Prinzen bewiesen. Die Tanten der Königin rächen sich für die Zurücksetzung, zu welcher sie das Schicksal verdammt hatte, indem es ihnen an dem glänzenden und schönen Hofe von Versailles die zweite Rolle anwies und sie durch Marie Antoinette in den Schatten stellte. Der ganze Hof, alle diese neidischen und eiferfüchtigen Damen rächen sich für die Gunst und Bevorzugung, welche die Königin den Polignacs zugewandt hat. Man hat ihren Ruf untergraben, man hat gegen sie gekämpft mit dem giftigen Pfeil der Denunciation, der Verleumdung, der Pamphlete und Libelle. Alles Böse, was geschehen ist, hat man ihr zugeschrieben. Sie hat man verantwortlich gemacht für jedes Unheil, das die Nation betroffen; das Unheil der Finanznoth, welches über uns hereingebrochen, die Königin soll es verschuldet haben, und seit das Ministerium den Staatsbankerott erklärt, nennen die Pariser die Königin Marie Antoinette nur Madame Desseit. Und Klüße und Verwünschungen begleiten sie auf ihren Wegen, man verhöhnt sie, wenn sie in das Theater eintritt. Selbst in ihren eigenen Gärten in St. Cloud und Trianon wagen es die Menschen, die vorübergehende Königin zu verspotten. In allen Clubs von Paris domirt und schimpft man gegen die Königin, und nennt sie das Unheil von Frankreich. Das Verderben Marie Antoinettes ist von ihren Feinden beschlossen, und die Zeit ist gekommen, wo ihre Freunde für sie thätig sein müssen. Die Zeit ist gekommen, wo ich den Schwur, den ich meinem sterbenden Vater, den ich mir selber geleistet, einlösen kann und muß. Gott hat meine Bestrebungen gesegnet, er hat meinem Fleiß und meiner Thätigkeit Gedeihen gegeben. Ich habe mir eine wohlhabende und unabhängige Stellung errungen. Das Vertrauen meiner Mitbürger hat mich in den Gemeinderath berufen. Ich habe diese Stelle angenommen, nicht aus Eitelkeit oder Ehrgeiz, sondern weil ich dadurch einst Gelegenheit finde, der Königin zu dienen. Ich habe eine Maske vor mein Antlitz gelegt, ich gehöre zu den Demokraten und Aufrehrern, ich erscheine vor der Welt als ein Feind der Königin, um vielleicht einst im Geheimen als ihr Freund wirken zu können. Denn ich sage Dir, und wiederhole es vor Gott, der Königin gehört mein ganzes Leben, mein ganzes Sein und Denken! Ich liebe Dich, Margue-

rite! Alles, was von persönlichem Glück mein Leben schmücken kann, das wird von Dir kommen, und dennoch werde ich zu jeder Stunde bereit sein, Dich zu verlassen, mein Glück zu zertrümmern, ohne eine Klage, ohne einen Seufzer des Bedauerns, wenn es der Dienst der Königin erheischt! Du bist die Geliebte meines Herzens, sie ist die angebetete Heilige meiner Seele, die Königin meines Geistes! Wo ich auch sei, und wäre es selbst in Deinen Armen, Marguerite, wenn der Ruf der Königin zu mir dringt, werde ich aufspringen und ihm folgen, und wenn ich selbst wüßte, daß der Tod an der Thür lauert, hinter welcher die Königin mich erwartet! Wir stehen vor einer dunklen, gewitterschweren Zeit, und von furchtbaren Kämpfen wird unser Vaterland zerrissen werden. Alle Leidenschaften sind entsefelt, alle Geister stehen auf und wollen kämpfen für die Freiheit und gegen die Ketten, mit denen das Königthum sie niedergehalten. Ein Abgrund hat sich aufgethan zwischen dem Königthum und der Nation, und die Generalstaaten und der dritte Stand werden ihn nicht schließen, sondern nur erweitern. Ich sage Dir, Marguerite, es werden schwere Tage über uns heraufziehen, ich sehe sie kommen, und ich kann auch selbst um Deinetwegen mich ihnen nicht entziehen, denn ich bin der Soldat der Königin! Ich muß Wache halten vor ihrer Thür, und wenn ich sie nicht retten kann, so muß ich sterben in ihrem Dienst. Dies wisse, Marguerite! Aber wisse auch, daß ich Dich liebe! Laß Dir wiederholen, daß von Dir allein mir Glück und Freude kommen kann, und nun entscheide. Willst Du, nach Allem, was ich Dir gesagt, dennoch meine Hand annehmen, die ich Dir freudig in innigster Liebe darbiete? Willst Du mein Weib werden, obwohl Du weißt, daß mein Leben nicht Dir allein, daß es mehr noch einer andern Frau gehört? Willst Du die Gefahren einer sturmbelegten Zeit, einer unheilvollen Zukunft mit mir theilen, mit mir Dich dem Dienste der Königin weihen? Prüfe Dich, meine Marguerite, ehe Du antwortest. Lasse Dich nicht von Deinem großmüthigen und edlen Herzen hinreißen, erwäge, daß es ein großes Opfer ist, wenn Du Dein Leben einem Manne weihst, der in jeder Stunde bereit ist, sein Leben für eine andere Frau hinzugeben, seine Geliebte zu verlassen, um für seine Königin in den Tod zu gehen. Prüfe Dein Herz, und wenn Du findest, daß das Opfer zu groß ist, so wende jetzt Dein geliebtes Angesicht von mir, und ich will still von dannen gehen, will nicht murren und klagen, will denken, daß mir recht geschähe, will mein games Leben lang Dich lieben und Dir danken für die großen und schönen Stunden, welche Deine Liebe mir geschenkt.“

Er war von dem Divan nieder auf seine Kniee gesunken und schaute mit stehenden und ängstlichen Blicken zu ihr auf.

Marguerite aber wandte ihr Antlitz nicht von ihm ab. Ein himmlisches Lächeln überglänzte ihre Züge,

von Liebe und Begeisterung strahlte ihr Auge. Und wie sie den Blick tief hineinsente in die Augen des Geliebten, empfand er diesen Blick wie Sonnenglanz in seinem Herzen. Sie legte ihre Arme um seine Schultern und sein geliebtes Haupt an ihren Busen drückend, neigte sie sich über ihn und küßte sein schwarzes, lockiges Haar.

„Ich liebe Dich, Louis!“ flüsterte sie. „Ich bin bereit, Dir mein Leben zu weihen, Deine Gefahren mit Dir zu theilen, in allen Kämpfen an Deiner Seite zu stehen. Soldat der Königin, Du sollst an mir einen Gefährten haben. Mit Dir will ich für sie kämpfen, mit Dir für sie sterben, wenn es sein muß. Wir wollen gemeinsam sie lieben, gemeinsam ihr dienen und mit Treue und Liebe ihr danken für das Gute, was sie Dir und Deinem Vater gethan hat.“

„Segen über Dich, Marguerite!“ rief Loulan, indem er in Thränen ausbrechend sein Haupt an die Kniee der Geliebten lehnte! „Segen über Dich, Du Engel der Liebe und des Glückes!“ Dann sprang er empor und zog das junge Mädchen in seine Arme und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen. „Das ist mein Verlobungskuß, Marguerite! jetzt bist Du mein, in dieser Stunde vermählen sich unsere Seelen zu ewiger Liebe und ewiger Treue! Nichts kann uns nun mehr trennen, denn wir wandeln Hand in Hand auf demselben Wege, wir haben dasselbe große und heilige Ziel! Nun komm', meine Geliebte, laß uns hinetreten vor den Altar Gottes und die Liebe beschwören, die wir zu unserer Königin hegen!“

Er reichte ihr den Arm und Beide lächelnd, Beide strahlenden Angesichtes, verließen sie das Gemach und begaben sich zu den Hochzeitsgästen, die längst in wachsender Ungeduld ihrer geharrt hatten. Man bestieg die Equipagen und fuhr zur Trauung in die Kirche. Mit freudigen Gesichtern, mit strahlendem Auge sprach das Brautpaar vor dem Altar das Gelöbniß der Treue, und ihre Hände, welche der Priester segnete, drückten sich fester in einander und ihre Blicke begegneten sich mit einem verständnißvollen Ausdruck. Sie wußten Beide, daß sie in diesem Moment auch der Königin ihre Treue gelobten, daß die beiden Soldaten der Königin, indem sie ihre eigene Liebe beschworen, für Marie Antoinette auch den Fahnenneid der Treue sprachen.

Nach beendeter Ceremonie verließ man die Kirche St. Louis, um sich zu dem Gastmahl zu begeben, welches der Parlamentsrath Bugeaud in einem der glänzendsten Locale von Versailles veranstaltet hatte.

„Werden Sie mir jetzt sagen, mein Herr Sohn,“ sagte er zu Loulan, als sie in den reich geschmückten Saal eintraten, „werden Sie mir jetzt sagen, warum Sie durchaus wünschten, daß wir das Hochzeitsfest in Versailles und nicht in Paris begingen, und warum in der Ludwigskirche die Trauung stattfinden sollte?“

„Ich will es Ihnen sagen, mein Vater,“ erwiderte Loulan, indem er den Arm seiner jungen Frau fester an

sein Herz drückte. „Ich wollte hier, wo das Vaterland seinen Altar errichtet, wo die Nation in wenigen Tagen in aller Majestät den irdischen erbärmlichen Majestäten gegenübertritt, hier, wo in wenigen Tagen die Generalstaaten zusammentreten, um das Recht des Volks gegen das Vorrecht des Königthums zu verteidigen, hier gerade in Versailles meinem Leben seine neue Weihe und seinen neuen Glanz geben. So wird Versailles von nun an mir immer doppelt theuer sein. Ich werde ihm mein Lebensglück als Mann, meine Freiheit als Bürger verdanken. Man hat mir die Ehre angethan, mich in Rouan zum Vertreter des dritten Standes zu erwählen, und da nun in wenigen Tagen hier in Versailles die Versammlung der Nation eröffnet wird, so wollte ich, daß gerade in Versailles mein ganzes Zukunftsglück mir erblicke. Und in der Ludwigskirche wünschte ich getraut zu werden, weil ich den guten König Ludwig liebe. Er ist der wahre und aufrichtige Freund der Nation, er möchte sein Volk so gerne glücklich machen, wenn nur die Königin, die Oesterreicherin es erlaubte.“

„Ja wohl,“ seufzte der Parlamentsrath, der trotz seiner Verwandtschaft mit Madame Campan doch zu den Gegnern der Königin gehörte. „Ja wohl, wenn nur die Oesterreicherin es erlaubte. Aber sie will nicht, daß Frankreich glücklich sei. Wehe über die Königin, alles Unheil kommt uns von ihr!“

9.

Die Eröffnung der Generalstaaten.

Am Morgen des 5. Mai 1789 sollte im Schlosse zu Versailles die feierliche Eröffnungssitzung der Generalstände von Frankreich abgehalten werden.

Den Ständen war eine so frühe Zeit ihres Erscheinens in Versailles angefeht worden, um die ceremoniellen Formen, mit denen es das Ministerium sehr genau zu nehmen dachte, in recht reichlicher Ausführlichkeit zur Erledigung bringen zu können. Zugleich sollte aber diese Gelegenheit benutzt werden, um den Abgeordneten des dritten Standes von vornherein eine empfindliche Demüthigung zu bereiten.

In der Avenüe des Schlosses von Versailles war ein großer und schöner Saal als der geeignetste Raum, um die zwölfhundert Abgeordneten Frankreichs und außerdem eine zahlreiche Zuhörerschaft aufnehmen zu können, aufgefunden und hergerichtet worden. Louis XVI. selbst, der gern haute und Baupläne machte, hatte sich mit den Einrichtungen und Verzierungen dieses Saales auf das Eifrigste beschäftigt.

Es war dem König längere Zeit hindurch eine besondere Angelegenheit gewesen, diesen Raum, in welchem er die Vertreter der Nation sich gegenüber er-

blicken wollte, auf das Würdigste und Glänzendste für einen solchen Akt der Versammlung und Einigung auszustücken. Er hatte selbst die Tapeten und die Vorhänge ausgesucht, durch welche die zu große Helle des Tageslichts gedämpft in den Saal hereinkommen sollte.

Als die Vertreter des dritten Standes hier angelangt waren, sahen sie mit der größten Verwunderung, daß sie sich nicht auf demselben Wege in den Saal begeben durften, wie die gleichzeitig mit ihnen angekommenen Herren, welche als Vertreter des Adels oder der Geistlichkeit erschienen. Während für diese letzteren beiden der Eingang durch die große Hauptthür des Saales bestimmt war, ließ man die Abgeordneten der Gemeinen zuerst durch eine in einer Wagenremise befindliche Hintertür in einen finsternen und engen Corridor eintreten, in dem sie zusammengepresst und sich einander drängend auf ihren Einlaß warten mußten.

Es währte aber fast zwei Stunden, ehe sie aus dieser dunkeln Haft, in welcher sie in der unbequemsten Lage hatten verweilen müssen, durch das Zeichen, das der Ober-Ceremonienmeister Marquis de Brézé gegeben, erlöst und in den großen Saal eingelassen wurden.

Glänzendes bot sich jetzt ihrem Auge dar. Der Saal de Menus, welcher für die Aufnahme der Reichsstände eingerichtet worden, bot in seinem Innern zwei Reihen von Säulen jonischer Ordnung dar, die dem großen Saal eine ungewöhnliche Würde und Feierlichkeit verliehen. Der Saal empfing sein Hauptlicht von oben aus dem Oval eines durchbrochenen Plafonds, an dem zugleich ein Zelt von weißem Taffet zur Milderung der Sonnenstrahlen ausgespannt war. Es herrschte dadurch ein eigenthümliches sanftes Dämmerlicht, welches überall eine gleichmäßige Helle verbreitete, und jeden einzelnen Punkt in dem großen Raum mit gleicher Bestimmtheit und Deutlichkeit erkennen ließ. Im Hintergrunde des Saals erblickte man auf einer prächtig geschmückten Estrade und unter einem mit Goldfransen verzierten Baldachin den Thron, den für die Königin bestimmten Fauteuil und die Labourets der Prinzessinnen, nebst den für den übrigen Theil der königlichen Familie bestimmten Sesseln. Unterhalb dieser Estrade stand die den Ministern und Staatssecretären angewiesene Bank. Zur rechten Seite des Thrones hatte man die Bänke für den geistlichen Stand, zur linken die für den Adel aufgestellt, während gerade gegenüber dem Thron die sechshundert Plätze der Abgeordneten des dritten Standes sich erhoben.

Der Marquis de Brézé begann jetzt mit zwei beigegebenen Ceremonienmeistern, den Abgeordneten nach der Reihe ihrer Wahlbezirke ihre Plätze anzuweisen.

Als der Herzog von Orleans in der Mitte der übrigen Deputirten von Crespy heranschrift, erhob sich zuerst von den amphitheatralisch aufgerichteten Zuschauertribünen her ein lebhaftes Beifallsrauschen, welches sich mächtiger wiederholte, und jetzt auch von vielen

Abgeordneten unterstützt wurde, da man bemerkte, wie der Herzog einen Geistlichen, der in der Deputation dieses Wahlkreises bisher hinter ihm gegangen war, zu dem Vortritt nötigte, und nicht eher abließ, als bis der kugelrunde geistliche Herr in der That vor ihm herschritt.

Inzwischen hatte sich auch die Bank der Minister zu füllen angefangen. Die Minister waren sämmtlich in reichvergoldeten Staatsuniformen erschienen. Nur einen einzigen Herrn unter ihnen erblickte man in einer einfachen, bürgerlichen Kleidung, und in einer so natürlichen Haltung, als wenn es sich um ein Staatsgeschäft oder eine Salon-Unterhaltung, aber keineswegs um eine außerordentliche Feierlichkeit handelte. Sobald man ihn wahrgenommen, erhob sich auf allen Seiten, sowohl in der Versammlung wie auf den Tribünen, eine freudige Bewegung, die endlich in einem allgemeinen Händeklatschen sich entlud.

Dieser Mann, den die Versammlung begrüßte, das war der neue Finanzminister, das war Necker, von dem das französische Volk die Wiederherstellung seines Wohlstandes, seines Credits erhoffte.

Necker gab nur durch ein sinniges Lächeln, das flüchtig auf seinem ernstern, von Gedanken durchfurchten Gesicht emporstieg, zu erkennen, daß er wußte, wem der Kranz einer so großen Popularität in diesem Augenblick gereicht wurde.

Jetzt schritt die Deputation der Provence heran, aus deren Mitte Graf Mirabeau in seiner aufrechten stolzen Haltung sich erhob, um sich auf seinen ihm bestimmten Platz zu begeben. Schön rührten sich leise einige Hände in der Ferne des Saals, um auch für ihn, den in Frankreich schon vielgenannten, das Ungewöhnlichste von sich reden machenden Mann, mit einem Zeichen des Beifalls anzuschlagen. Aber in diesem Augenblick erschien der König, begleitet von der Königin, gefolgt von den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses.

Bei seinem Eintreten erhob sich die ganze Versammlung und brach in einen lauten, enthusiastischen Ruf des Beifalls und der Freude aus. Auch der dritte Stand hatte sich, wozu Graf Mirabeau das Signal gegeben, rasch und in eifriger Huldigung erhoben, war aber in dieser aufrecht stehenden Haltung verblieben, ohne das Knie zu beugen, wie es noch das letzte Mal, als alle Reichsstände versammelt gewesen, als unerläßliche Pflicht geübt worden. Nur einer von den Vertretern des dritten Standes, ein junger Mann mit energischem, stolzem Gesicht, mit dunklen, glühenden Augen, hatte, da er die Königin hinter dem Könige eintreten sah, sein Knie gebeugt. Aber die energische und kräftige Hand seines Nachbarn hatte sich auf seine Schulter gelegt und ihn rasch emporgezogen.

„Mein Herr Deputirter,“ hatte dieser Nachbar ihm zugerufen, „es ziemt den Vertretern der Nation, aufrecht zu stehen vor der Monarchie.“

„Es ist wahr, Graf Mirabeau,“ hatte Toulan ge-

antwortet. „Ich beugte mein Knie auch nicht vor der Monarchie, sondern vor der schönen Frau.“

Mirabeau antwortete ihm nicht, sondern wandte seine glänzenden Flammenaugen wieder hinüber nach dem Könige.

Ludwig XVI. erschien heute mit dem großen königlichen Hermelin bekleidet, und trug auf seinem Haupte einen Federhut, dessen Schleife von großen Diamanten strahlte, während der größte Diamant der königlichen Kronkürten, der sogenannte Titt, mit seinem weithin schimmernden Glanze den Kopf desselben bildete. Der König schien zuerst von dem Empfang, der ihm zu Theil geworden, innig bewegt und erfreut. Ein Lächeln der Nührung durchflog sein Gesicht. Dann aber, nachdem Alles wieder um ihn her still und bewegungslos geworden, und der König die ersten, mannhaft strengen Gesichter der Abgeordneten des dritten Standes sich gegenüber erblickte, verwirrte sich seine Haltung, und er erschien einen Augenblick zu zittern.

Die Königin aber blickte ruhig und in stiller Hoheit um sich her. Ihr schönes Auge überschauete langsam und prüfend die Reihen der ersten Männer, die dem königlichen Paar gegenüber saßen, und haftete einen Moment länger auf Toulan, und es schien, als erkenne sie ihn wieder, als entsinne sie sich des jungen Mannes, der ihr damals vor zwei Jahren die Unglücksbotschaft von der Freisprechung des Cardinals Rohan gebracht. Ein schwermüthiges Lächeln flog einen Augenblick über ihre schöne Züge hin. Ja, sie hatte ihn erkannt, den jungen Mann, der ihr damals bei Frau von Campan den Schwur ewiger Treue geleistet! Und jetzt saß er ihr gegenüber auf den Bänken der Gemeinen, saß mitten unter ihren Feinden, die sie anstarrten mit gehässigen Blicken. So erfüllte er den Schwur, den er ihr damals freiwillig geschworen!

Aber Marie Antoinette wunderte sich nicht mehr; sie hatte in letzter Zeit den Abfall so vieler ihrer Freunde erlebt, sie war von so vielen verlassen worden, die ihr nahe standen, die ihr Dank schuldig waren, daß es sie nicht Wunder nahm, wenn dieser Mann, der sie kaum kannte, der vielleicht nur in jugendlicher Schwärmerei ihr seine Begeisterung gesollt, wenn der es jetzt machte, wie sie Alle, wenn er sich ihren Feinden zugesellte!

Marie Antoinette senkte traurig den Blick nieder. Sie mochte nichts mehr sehen, sie hatte in diesem ersten und feierlichen Momente einen neuen Schmerz empfangen, einen neuen Verräther gesehen!

Toulan errieth ihre Gedanken in ihren wehmüthigen Mienen, auf ihrer zuckenden Stirn, aber sein Antlitz blieb dennoch heiter und klar.

„Sie wird eines Tages erkennen müssen, daß ich ihr Freund, ihr Getreuer bin,“ sagte er zu sich selber. „An diesem Tage werde ich belohnt werden für den Dolchstoß, den ich eben aus ihren Augen empfangen! Muth-